



Essays

Nonfiction

1926-10-10

Die Zukunft wird es zeigen...

Michaelis Karin

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261010&seite=33&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Karin, Michaelis, "Die Zukunft wird es zeigen..." (1926). *Essays*. 700.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/700

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die Zukunft wird es zeigen. . . .

Von Karin Michaelis.

Als ich vor vielen Jahren zum erstenmal in Amerika landete, wurde ich, noch ehe ich von Bord ging, von einer Menge Interviewern beehrt, die es nicht abwarten konnten, meine Ansicht über allerlei bemerkenswerte Dinge zu vernehmen. Eine der Fragen lautete: Wie denkt man in Europa über O'Henry? Meine Antwort ließ an Offenheit nichts zu wünschen übrig: O'Henry? Kenn' ich nicht, habe den Namen nie gehört. Was ist der Mann? Diese Antwort veranlaßte nicht allein, daß die Zeitungen am nächsten Tage in fett gedruckter Schrift mitteilten, O'Henry genieße so wenig Ansehen in Europa, daß Karin Michaelis sich nicht einmal darauf besinnen könne, je seinen Namen gehört zu haben . . . sondern es entspann sich eine förmliche Zeitungsfehde darüber, inwiefern das Urteil Europas berechtigt sei oder nicht! O'Henry war, glaube ich, gerade gestorben und seine Werke kamen zum erstenmal in einer Gesamtausgabe heraus.

Hätte man mir die Frage jetzt gestellt, dann hätte ich geantwortet: O'Henry! Hervorragender Schriftsteller. Schade, daß er Amerikaner war. Den könnten wir in Europa brauchen! So einer fehlt uns!

.....

Vor kurzem wurde mir in Berlin in einem Kreise sympathischer Menschen unter anderen ein Herr in mittleren Jahren vorgestellt. An der Art der Vorstellung merkte ich, daß ich über den Mann – oder vielmehr seine Leistungen – unterrichtet sein müßte. Ratlos blickte ich von einem zum anderen, ob nicht jemand mir mit einem Wink zu Hilfe käme. Was war dieser vollaftige Mann? Dieser Naturmensch? Eine Teerjacke, die der Seefahrt Valet gesagt hatte? Einer von jenen, die noch heute in der Stille Negerhandel treiben? Oder ein Raubritter des Urwalds? Ein *hands-up-man*, dem es nicht darauf ankam, ein paar Reisende niederzuknallen, die nicht geschwind genug mit den Moneten herausrückten, während der Zug auf offener Strecke hielt und maskierte Räuber von Abteil zu Abteil hasteten? Ja, oder ein alter Landarzt vom Bullerjahntyp, der mit Tränen in den Augen zu dem Sterbenden sagt: Ach was! Das Ganze ist ein Katzendreck. Morgen sind Sie wieder frisch wie ein Fisch im Wasser! Oder nein, ein Handwerker, der undenkliche Jahre auf Schusters Rappen die Welt durchwandert hat, aber immer irgend etwas Tüchtiges geleistet, irgend etwas, aber was . . . was . . .? Sollte er Politiker sein? Volksredner? Anarchist? Nein, nicht Anarchist. Dazu war er zu wohlgenährt. Uebrigens [Übrigens] ging es mich ja gar nichts an. Er hatte weder mit meinem Fach noch dem der übrigen Künstler etwas zu tun. Dies war ungefähr das einzige, was ich mit Sicherheit feststellen konnte. Wir gerieten über den Tisch hinüber ins Plaudern. Schon nach wenigen Minuten war es mir klar, daß er seine Mußezeit nicht dazu benützt hatte, gemütlich in einer Kleinstadt auf seiner Hausbank sitzend, eine lange Pfeife zu rauchen und die Daumen umeinander zu drehen. Er war ein kluger Mann. Ein guter Mann. Und rührend. Ich wollte gerade die Frage herausprudeln: Sagen Sie mir doch, was Sie sind, ja? Aber plötzlich wußte ich es. Er war natürlich Tierarzt. Nur ein Tierarzt konnte so hübsch und verständnisvoll von Tieren sprechen. Da sagt einer der Gäste: Aha, die beiden Schriftsteller haben sich schon gefunden!

Er Schriftsteller . . . ? Er . . . ! Na ja. Also. . . .

.....

Ein gemeinsamer Freund war so liebenswürdig, mir sämtliche Werke des Mannes zu verehren. Es war nicht überwältigend – drei Bücher. Während ich bei der Lektüre des ersten begriffen war, hatte ich viel Korrespondenz zu erledigen. Ich fügte einem Brief an einen Freund in Oesterreich [Österreich] die Nachschrift bei: „Lauf in die nächste Buchhandlung und verlange ein Buch, das „In Ketten“ heißt und von Joseph *Delmont* ist. Seine Phantasie reißt klaffende Risse in die Wolken. Er ist nicht eigentlich Künstler (nicht *l'art pour l'art*). Aber irgendwie ist er Gigant. Kauf' das Buch. Urteile selbst. Schreib' mir darüber!“ Daß ich nie Antwort bekam, darauf gebe ich nichts. Moderne Menschen (ich selbst inbegriffen) beantworten niemals Fragen in Briefen, auch nicht, wenn sie viermal dick unterstrichen sind. Nun, ich las weiter.

Dänemark hatte einen Dichter – er hieß *Goldschmidt* – und starb vor ungefähr fünfzig Jahren. Und in Frankreich leben zurzeit zwei Brüder *Thareau*. Diese drei Männer waren mir bisher als die besten Schilderer orthodoxer Juden bekannt. Goldschmidt schrieb über seine dänischen Brüder, die beiden Thareau über die russischgalizischen in den kleinen, abseits liegenden Dörfern. Joseph Delmont als Verfasser von „In Ketten“ kann ruhig als der vierte in diesem Kleeblatt genannt werden. Goldschmidt ging mehr in die Tiefe, die Brüder Thareau gebieten über einen formvollendeteren Stil. Delmont ist der Weichste, Wärmste und Welterfahrenste.

Er schwatzt, nein, schreibt dem Teufel ein Ohr ab, ehe man 's gedacht, hat der alte Herr sogar *beide* Ohren eingebüßt. Man wird so wirbelig davon, Delmont zu lesen, daß es geraten erscheint, für alle Fälle eine Kanne Kamillentee parat zu haben. Es ist Karussell. Nein, Karussell, Luftschaukel und Rutschbahn zugleich. Zuweilen fühlt man sich wie auf dem Rücken eines Straußes, der mit Siebenmeilenstiefeln durch sämtliche wirklichen und unwirklichen Welten dahinsaust. Man wird, weiß Gott, seekrank, aber abspringen tut man nicht. Das Tempo ist so rasend, daß man sich beim Sprunge den Schädel einschlagen würde.

Ich gehöre leider nicht zu den ruhigen und bedächtigen – für den Schriftsteller so angenehmen Lesern, die, wenn sie ein Buch gelesen haben, genau wissen, was darin steht. So ungefähr, wie *eine* Frau das Festkleid der *anderen* beschreiben kann. Ich kann ein Buch fressen, mit Haut und Haar verschlingen – es manchmal in die unrichtige Kehle bekommen, so daß man mich auf den Rücken klopfen muß, damit es wieder hoch kommt. Würde man mich über Delmonts Bücher verhören, bekäme ich ein sehr schlechtes Zeugnis. Wie kann man sich an Landschaften erinnern, die man mit zweihundert Kilometer Geschwindigkeit durchrast?

Aber wieder zu den Büchern. „In Ketten“ erzählt von dem jungen russischen Juden, der den Verhältnissen und seiner Umgebung zum Trotz seine akademische Ausbildung durchsetzt, als Mitglied einer Gesellschaft von Freisinnigen verraten, verfolgt, eingekerkert wird und flieht. Entflieht. Ja, diese Flucht aus dem Gefängnis, zwischen Eisschollen schwimmend, durch verschneite Wälder stampfend, ohne Nahrung, zuletzt – an eine Leiche gefesselt! Allein in einer Hütte, halb wahnsinnig vor Hunger, an eine Leiche gefesselt! Die Flucht, diese Flucht benimmt dem Leser den Atem, läßt ihn die Hände zusammenpressen im Verlangen danach, dem unglückseligen Flüchtling zu helfen, der weder leben noch sterben kann. Hat man die Geschichte dieser Flucht gelesen, dann ist man selbst an eine Leiche gefesselt gewesen.

Das zweite Buch, in Wirklichkeit Delmonts erstes, machte den Mann so berühmt, daß es in einer langen Reihe von Ländern herauskam, ja sogar in dem schwierigen England eine Auflage von 50.000 Exemplaren erreichte. Das Buch „Wilde Tiere im Film“ spricht für sich selbst. Ein gutes Buch für

Erwachsene! Nicht für mich. Ich habe nämlich einen wunden Punkt im Gehirn. Ich ertrage nicht die Worte wie Zirkus, Menagerie, Zoologischer Garten. Ich wünsche keine Tiere im Film zu sehen, es sei denn, der Film wäre in der Heimat der Tiere aufgenommen und unter Wahrung ihrer völligen Freiheit. Delmont liebt und versteht Tiere, aber Kindheit und Mannesalter waren bei ihm nicht dazu angetan, sich Sentimentalität zu gestatten. Jedoch glaube ich, daß gerade Delmont, wenn er und ich uns hierüber ausgesprochen haben, der Mann dazu ist, eine der größten Infamien der Jetztzeit zu brandmarken: die Grausamkeit des Menschen wehrlosen Tieren gegenüber. Dies ist eine Mission, der er sich, wie ich hoffe, widmen wird.

.....

„Die Stadt unter dem Meere.“

Mehr von dem Inhalt dieses Buches zu verraten, als sein Titel andeutet, hieße dem Werk seinen Duft rauben. Dieser Sünde und Schande will ich mich nicht schuldig machen. Nur soviel: Das Buch ist auf eine Art geschrieben, daß die Hausfrau, die es morgens um Neun aufschlüge und wüßte, daß das Mittagessen Punkt Zwölf auf dem Tisch stehen soll, zu der Zeit noch nicht einmal an die Einkäufe dafür gedacht hätte. Weder das verdreißliche Gesicht ihres Ehemann würde Eindruck auf sie machen noch die Klage der Kinder: „Mutter, ich bin so hungrig! . . .“, bis sie das Buch ausgelesen hätte.

Man vergleiche Delmont mit *Jules Verne* und mit *Mark Twain*. Der Vergleich mit Jules Verne liegt auf der Hand – aber darf ich um Delmont bitten! Er hat Berührungspunkte mit Mark Twain. Aber während bei Delmont die Handlung so spannend ist, daß sie einem fast den Atem raubt, erzählt Mark Twain gemächlich und behaglich. Dafür besitzt Mark Twain einen spirituellen Witz, der Delmont fehlt.

Das Buch müßte kraft seiner einzig dastehenden Handlung – die Idee ist dem Funde des kostbarsten Edelsteines zu vergleichen – die Welt erobern. Es ist ein Dichterwerk, ebensowohl Unterhaltungslektüre als ein Beweis dafür was Vaterlandsliebe über Männer vermag. Sollte es trotzdem außerhalb Deutsch sprechender Länder keinen Anklang finden, so hat dies Ursachen, die nichts mit dem Wert des Buches zu tun haben – sein Siegesgang wäre dann nur eine Zeitfrage, bis einmal diese Ursachen hinfällig würden.

Das Buch hat indessen Fehler. Fehler, auf die ich hier nicht eingehen will. Ich habe nie Vergnügen daran gefunden, die Kommasetzung in anderer Leute Aufsätzen zu verbessern. War der Aufsatz langweilig, hüllte ich mich in Schweigen, war er gut, sah ich über Schreib – und Satzzeichenfehler hinweg. Die Fehler in Delmonts Buch wiegen nicht schwerer als Interpunktionsfehler, und ich werde nicht mit dem Finger auf sie weisen. Entweder entdeckt der Leser sie selbst oder er entdeckt sie nicht. Aber ich schrieb an Delmont und erklärte ihm die Fehler. Seine umgehende Antwort brachte alle Saiten meines Innern zum Vibrieren.

Dieser Mann, der über die Fünfzig hinaus ist, hat erst *vor zwei Jahren* angefangen zu schriftstellern. Hat seit seinen Knabenjahren die Welt durchstreift wie ein kleiner, herrenloser Hund, der allmählich den Weg zum Futternapf findet und es lernt, im Kampf mit den anderen Kötern sein Recht zu behaupten. Er hat erprobt, was es zu erproben gibt. Er kennt alle fünf Weltteile. Nicht bloß wie der Seemann, der nur die Vergnügungslokale kennt, die nahe am Hafen liegen, sondern wie der Entdeckungsreisende, der sich, die Axt in der Hand, den Weg durch Urwald und Wüste bahnt, der die

schwierigsten Berge besteigt und sich am beglücktesten fühlt, wenn neue Gefahren winken. Seine Schulzeit betrug alles in allem . . . zwei Jahre! *Zwei und ein halbes Jahr*, um ganz korrekt zu sein. Und jetzt kann er so schreiben!

Ich muß gestehen, daß ich verlegen und bestürzt war.

Fährt er fort, wie er begonnen hat, müssen wir anderen Männer und Frauen der Feder uns zusammenehmen, sonst werden wir überrannt.

Josef Delmont, Mark Twain, O'Henry und der Czeche Josef Conrad, diese vier bilden innerhalb der Schriftstellergilde einen eigenen Staat im Staate.

.....

Zum Schluß einige Betrachtungen, die nicht nur Delmont, sondern allen schaffenden Künstlern gelten. Warum hält ein Dichter (ein Maler, ein Musiker) seine Arbeit für vollendet, weil er sie abliefern? Weil das Buch gedruckt (das Bild verkauft, die Komposition aufgeführt wird)? Dies dürften rein äußerliche Gründe sein. Man hat sozusagen den Schlußstrich unter die Arbeit gesetzt, hat sie in die Welt hinauswandern lassen. Nun muß sie sich weiterhelfen, so gut sie kann. Aber im Grunde ist erst jetzt der Zeitpunkt da, wo der Künstler einen Ueberblick [Überblick] gewinnen kann, weil er seine Arbeit im Abstand sieht. Der Dichter sagt: Was ich schrieb, das schrieb ich! Der Maler signiert das Bild. Keine Macht der Welt wird ihn dazu bringen, noch einen Pinselstrich daran zu tun. Ich möchte wohl wissen, ob es wirklich Künstler gibt, die – allein mit sich in ihrem Kämmerlein – finden, daß ihre Arbeit *fertig* ist? *Fertig* heißt vollkommen. Es ist ja sehr schwer für uns Menschen, etwas Vollkommenes zu schaffen. Es kann einem Künstler glücken, kleine Vollkommenheiten im Rahmen eines großen Werkes zu schaffen. Das Werk als Ganzes hat gewöhnlich seine Schwächen und Stärken. Oder irre ich mich?

Warum sollte nicht ein Künstler, der an seinen Werken reift, der einen klaren Ueberblick [Überblick] gewinnt und zur Erkenntnis kommt, sich später daran machen, Werke umzuarbeiten? Damit meine ich nicht, daß er sich nach der Kritik richten soll. Zu guter Letzt wissen wir alle selbst am besten, wo uns der Schuh drückt. Aber wer läßt sich gerne auf die Stelle treten, wo er drückt? Kritik ist gefährlich. Sie reizt zu Widerspruch. Liebevoller Kritik ist selten, wie ein regenloser Sommer, und eine Kritik, die hofmeistert, ironisiert oder voll eiskalter Unpersönlichkeit ist, fügt dem Künstler nur Schaden zu.

Der Künstler muß seine eigenen Wege gehen – auf die Gefahr hin, daß ihm die ganze Welt auf den Nacken kommt. Er muß in sich hinein horchen, sein eigenes Gewissen belauschen. Das beweist ihm: Dort versagte ich, dort reichten meine Kräfte nicht aus, dort verlor ich die Geduld, dort mischten persönliche Sorgen sich störend in die Arbeit. Und dann sollte er von neuem beginnen. (Nur der Bildhauer kann es nicht, weil der weiche Ton längst zerbröckelt ist und Marmor und Bronze sich nicht umbilden lassen.) Es gibt eine Entschuldigung, vor der ich mich beuge: Mangel an Zeit. Der Künstler ist ja gewöhnlich von einem neuen Stoff erfüllt, der arbeitet und ans Licht drängt wie das Kind, wenn die neun Monate nach der Empfängnis um sind. Er hat selten Muße zum Verweilen und Rückschauen. Dann muß er warten, bis das hohe, stille Alter kommt, wenn die Gedanken sich klären, aber die Hände zittern.

Josef Delmont hat so spät zu schreiben angefangen, daß er wohl ungeheure Eile hat. Aber er hat sicher bezwingende Kraft, ist ein gewaltiger Arbeiter mit einem unbeugsamen Willen.

Würde „Die Stadt unter dem Meere“ jetzt revidiert – ach, es handelt sich nur um Bagatellen – dann würde das Buch einen weit größeren Siegeszug durch die Lande antreten als das Tierbuch. Es ist mit einer Phantasie geschrieben, deren Kühnheit an die Sicherheit des Nachtwandlers gemahnt, wenn er den Dachfirst entlang schreitet. Es setzt auf allen technischen Gebieten ein Wissen voraus, das, in einem einzelnen Menschen vereinigt, unfaßlich erscheint – ein Wissen (wenn auch in ganz anderer Richtung) wie jenes, durch das Flaubert die Welt verblüffte, als er die Versuchungen des Antonius herausgab. . . . Daß Delmont dieses allumfassende Wissen besitzt, daran glaube ich keine Sekunde. Aber er ist *Dichter*, ein ganz echter Dichter, und seine Phantasie arbeitet mit der Sicherheit des Nachtwandlers. Hüten wir anderen uns also davor, ihn durch dumme Zurufe zum Aufwachen und Herabstürzen aus seiner Höhe zu bringen.

.....

Ich bin sehr, sehr neugierig auf die Entwicklung dieses neuen Schriftstellers. Ob er sich mit den drei Büchern verschwenderisch verausgabt hat wie der Seemann, der, wenn er endlich an Land kommt, in einer einzigen Nacht seine Jahresheuer verschleudert – oder ob er, was ich vermute, Besitzer einer der großen Goldadern ist, die sich weit und tief in den Berg hinein erstrecken. Die Zukunft wird es zeigen.

Thurö, Dänemark.

Die Zukunft wird es zeigen. . . .

Von Karin Michaelis.

Als ich vor vielen Jahren zum erstenmal in Amerika landete, wurde ich, noch ehe ich von Bord ging, von einer Menge Anterwiewereri beehrt, die es nicht abwarten konnten, meine Ansicht über allerlei bemerkenswerte Dinge zu vernehmen. Eine der Fragen lautete: Wie denkt man in Europa über D'Henry? Meine Antwort ließ an Offenheit nichts zu wünschen übrig: D'Henry? Stemm' ich nicht, habe den Namen nie gehört. Was ist der Mann? Diese Antwort veranlaßte nicht allein, daß die Zeitungen am nächsten Tage in feilt gedruckter Schrift mitteilten, D'Henry genieße so wenig Ansehen in Europa, daß Karin Michaelis sich nicht einmal darauf bejinnen könne, sie seinen Namen gehört zu haben. . . . sondern es entspann sich eine förmliche Zeitungsfehde darüber, inwiefern das Urteil Europas berechtigt sei oder nicht! D'Henry war, glaube ich, gerade gestorben und seine Werke kamen zum erstenmal in einer Gesamtausgabe heraus.

Hätte man mir die Frage jetzt gestellt, dann hätte ich geantwortet: D'Henry! Hervorragender Schriftsteller. Schade, daß er Amerikaner war. Den könnten wir in Europa brauchen! So einer fehlt uns!

Vor kurzem wurde mir in Berlin in einem Kreise sympathischer Menschen unter anderen ein Herr in mittleren Jahren vorgestellt. An der Art der Vorstellung merkte ich, daß ich über den Mann — oder vielmehr seine Leistungen — unterrichtet sein müßte. Ratlos blickte ich von einem zum anderen, ob nicht jemand mir mit einem Wink zu Hilfe käme. Was war dieser vollsaftige Mann? Dieser Naturmensch? Eine Teerjacker, die der Seefahrt Valet gesagt hatte? Einer von jenen, die noch heute in der Stille Negerhandel treiben? Oder ein Raubritter des Urwaldes? Ein hands-up-man, dem es nicht darauf ankam, ein paar Reisende niederzuknallen, die nicht geschwind genug mit den Moneten herankämen, während der Zug auf offener Strecke hielt und maskierte Räuber von Abteil zu Abteil hasteten? Ja, oder ein alter Landarzt vom Bullerjahnstyp, der mit Tränen in den Augen zu dem Sterbenden sagt: Ach was! Das Ganze ist ein Kasendreck. Morgen sind Sie wieder frisch wie ein Fisch im Wasser! Oder nein, ein Handwerker, der undenkliche Jahre auf Schusters etwas die Welt durchwandert hat, aber immer irgend etwas Tüchtiges geleistet, irgend etwas, aber was . . . was . . . ? Sollte er Politiker sein? Volkshredner? Anarchist? Nein, nicht Anarchist. Dazu war er zu wohlgenährt. Uebrigens ging es mich ja gar nichts an. Er hatte weder mit meinem Fach noch dem der übrigen Künstler etwas zu tun. Dies war ungefähr das einzige, was ich mit Sicherheit feststellen konnte. Wir gerieten über den Tisch hinüber ins Blandern. Schon nach wenigen Minuten war es mir klar, daß er seine Mußzeit nicht dazu benützt hatte, gemächlich in einer Kleinstadt auf seiner Hausbank sitzend, eine lange Pfeife zu rauchen und die Damen umeinander zu drehen. Er war ein kluger Mann. Ein guter Mann. Und rührend war er. Wunderbar rührend. Ich wollte gerade die Frage herausprudeln: Sagen Sie mir doch, was Sie sind, ja? Aber plötzlich mußte ich es. Er war natürlich Tierarzt. Nur ein Tierarzt konnte so hübsch und verständnisvoll von Tieren sprechen. Da sagt einer der

Gäste: Aha, die beiden Schriftsteller haben sich schon gefunden!

Er Schriftsteller . . . ? Er . . . ! Na ja. Aijo. . .

Ein gemeinsamer Freund war so liebenswürdig, mir sämtliche Werke des Mannes zu verschicken. Es war nicht überwältigend — drei Bücher. Während ich bei der Lektüre des ersten begriffen war, hatte ich viel Korrespondenz zu erledigen. Ich fügte einem Brief an einen Freund in Oesterreich die Nachschrift bei: „Das in die nächste Buchhandlung und verlange ein Buch, das „In Ketten“ heißt und von Joseph Delmont ist. Seine Phantasie reißt klaffende Risse in die Wolken. Er ist nicht eigentlich Künstler (nicht Part pour l'art). Aber irgendwie ist er Gigant. Kauf das Buch. Urteile selbst. Schreibe mir darüber!“ Daß ich nie Antwort bekam, darauf gebe ich nichts. Moderne Menschen (ich selbst inbegriffen) beantworten niemals Fragen in Briefen, auch nicht, wenn sie viermal dick unterstrichen sind. Nun, ich las weiter.

Dänemark hatte einen Dichter — er hieß Goldschmidt — und starb vor ungefähr fünfzig Jahren. Und in Frankreich leben zurzeit zwei Brüder Thureau. Diese drei Männer waren mir bisher als die besten Schilderer orthodoxer Juden bekannt. Goldschmidt schrieb über seine dänischen Brüder, die beiden Thureau über die russisch-galizischen in den kleinen, abseits liegenden Dörfern. Joseph Delmont als Verfasser von „In Ketten“ kann ruhig als der Vierte in diesem Aleeblatt genannt werden. Goldschmidt ging mehr in die Tiefe, die Brüder Thureau gebieten über einen formvollendeteren Stil. Delmont ist der Weichste, Wärmste und Welterfahrenste.

Er schwagt, nein, schreibt dem Teufel ein Ohr ab, ehe man's gedacht, hat der alte Herr sogar bei den Ohren eingebüßt. Man wird so wirbelig davon, Delmont zu lesen, daß es geraten erscheint, für alle Fälle eine Kamme Kamillenteeparat zu haben. Es ist Karussell, kein, Karussell, Luftschaukel und Rutschbahn zugleich. Zuweilen fühlt man sich wie auf dem Rücken eines Straußes, der mit Siebenmeilenstiefeln durch sämtliche wirklichen und unwirklichen Welten dahinjauht. Man wird, weiß Gott, sechsrant, aber abspringen tut man nicht. Das Tempo ist so rasend, daß man sich beim Sprunge den Schädel einschlagen würde.

Ich gehöre leider nicht zu den ruhigen und bedächtigen — für den Schriftsteller so angenehmen Lesern, die, wenn sie ein Buch gelesen haben, genau wissen, was darin steht. So ungefähr, wie eine Frau das Festkleid der anderen beschreiben kann. Ich kann ein Buch fressen, mit Haut und Haar verschlingen — es manchmal in die unrichtige Kehle bekommen, so daß man mich auf den Rücken klopfen muß, damit es wieder hoch kommt. Würde man mich über Delmonts Bücher vernehmen, bekäme ich ein sehr schlechtes Zeugnis. Wie kann man sich an Landschaften erinnern, die man mit zweihundert Kilometer Geschwindigkeit durchrast? Aber wieder zu den Büchern. „In Ketten“ erzählt von dem jungen russischen Juden, der den Verhältnissen und seiner Umgebung zum Trotz seine akademische Ausbildung durchsetzt, als Mitglied einer Gesellschaft von Freisinnigen verraten, verfolgt, eingekerkert wird und flieht. Entflieht. Ja, diese Flucht aus dem Gefängnis, zwischen Eiswänden schwimmend, durch verschneite Wälder stampfend, ohne Nahrung, zuletzt — an eine Leiche gefesselt! Allein in einer Hütte, halb wahnsinnig vor Hunger, an eine Leiche gefesselt! Die Flucht, diese Flucht benimmt dem Leser den Atem, läßt ihn die Hände zusammenpressen im Verlangen danach, dem unglückseligen Flüchtling zu helfen, der weder leben noch sterben kann. Hat man die Geschichte dieser Flucht gelesen, dann ist man selbst an eine Leiche gefesselt gewesen.

Das zweite Buch, in Wirklichkeit Delmonts erstes, machte den Mann so berühmt, daß es in einer langen Reihe von Ländern herauskam, ja sogar in dem schwierigen England eine Auflage von 50.000 Exemplaren erreichte. Das Buch „Wilbe Tiere im Film“ spricht für sich selbst. Ein gutes Buch für Kinder. Ein gutes Buch für Erwachsene! Nicht für mich. Ich habe nämlich einen wunder Punkt im Gehirn. Ich ertrage nicht die Worte wie Zirkus, Menagerie, Zoologischer Garten. Ich wünsche keine Tiere im Film zu sehen, es sei denn, der Film wäre in der Heimat der Tiere

aufgenommen und unter Wahrung ihrer völligen Freiheit. Delmont liebt und versteht Tiere, aber Kindheit und Mannesalter waren bei ihm nicht dazu angetan, sich Sentimentalität zu gestatten. Jedoch glaube ich, daß gerade Delmont, wenn er und ich uns hierüber ausgesprochen haben, der Mann dazu ist, die der größten Unsamten der Jetztzeit zu brandmarken: die Grausamkeit des Menschen wehrlosen Tieren gegenüber. Dies ist eine Mission, der er sich, wie ich hoffe, widmen wird.

„Die Stadt unter dem Meere.“

Mehr von dem Inhalt dieses Buches zu verraten, als sein Titel andeutet, hieße das Werk seinen Duft rauben. Dieser Sünde und Schande will ich mich nicht schuldig machen. Nur soviel: Das Buch ist auf eine Art geschrieben, daß die Hausfrau, die es morgens um Neun ausschlägt und wüßte, daß das Mittagessen Punkt Zwölf auf dem Tisch stehen soll, zu der Zeit noch nicht einmal an die Einkäufe dafür gedacht hätte. Weder das verdrießliche Gesicht ihres Eheherrn würde Eindruck auf sie machen noch die Klage der Kinder: „Mutter, ich bin so hungrig! . . .“, bis sie das Buch ausgelesen hätte.

Man vergleicht Delmont mit Jules Verne und mit Mark Twain. Der Vergleich mit Jules Verne liegt auf der Hand — aber darf ich um Delmont bitten! Er hat Berührungspunkte mit Mark Twain. Aber während bei Delmont die Handlung so spannend ist, daß sie einem fast den Atem raubt, erzählt Mark Twain gemächlich und behaglich. Dafür besitzt Mark Twain einen spirituellen Witz, der Delmont fehlt.

Das Buch müßte kraft seiner einzig bestehenden Handlung — die Idee ist dem Funde des kostbarsten Edelsteines zu vergleichen — die Welt erobern. Es ist ein Dichterverk, ebensoviel Unterhaltungslektüre als ein Beweis dafür, was Vaterlandsliebe über Männer vermag. Sollte es trotzdem außerhalb Deutsch sprechender Länder keinen Anklang finden, so hat dies Ursachen, die nichts mit dem Wert des Buches zu tun haben — sein Siegesgang wäre dann nur eine Zeitfrage, bis einmal diese Ursachen hinfällig würden.

Das Buch hat indessen Fehler. Fehler, auf die ich hier nicht eingehen will. Ich habe nie Vergnügen daran gefunden, die Kommasetzung in anderer Leute Aufsätzen zu verbessern. War der Aufsatz langweilig, hüllte ich mich in Schweigen, war er gut, sah ich über Schreib- und Satzzeichenfehler hinweg. Die Fehler in Delmonts Buch wiegen nicht schwerer als Interpunktionsfehler, und ich werde nicht mit dem Finger auf sie weisen. Entweder entdeckt der Leser sie selbst oder er entdeckt sie nicht. Aber ich schrieb an Delmont und erklärte ihm die Fehler. Seine umgehende Antwort brachte alle Saiten meines Innern zum Vibrieren.

Dieser Mann, der über die Fünfzig hinaus ist, hat erst vor zwei Jahren angefangen zu schreiben. Er hat seit seinen Knabenjahren die Welt durchstreift wie ein kleiner, herrenloser Hund, der allmählich den Weg zum Futternapf findet und es lernt, im Kampf mit den anderen Röttern sein Recht zu behaupten. Er hat erprobt, was es zu erproben gibt. Er kennt alle fünf Weltteile. Nicht bloß wie der Seemann, der nur die Bergnügungslökre kennt, die nahe am Hafen liegen, sondern wie der Entdeckungslökre, der sich, die Axt in der Hand, den Weg durch Urwald und Wüste bahnt, der die schwierigsten Berge besteigt und sich am beglücktesten fühlt, wenn neue Gefahren winken. Seine Schulzeit betrug alles in allem . . . zwei Jahre! Zwei und ein halbes Jahr, im ganz korrekt zu sein. Und jetzt kann er so schreiben!

Ich muß gestehen, daß ich verlegen und bestürzt war. fährt er fort, wie er begonnen hat, müssen wir anderen Männer und Frauen der Feder uns zusammennehmen, sonst werden wir überrannt.

Josef Delmont, Mark Twain, D'Henry und der Gehehe Josef Conrad, diese vier bilden innerhalb der Schriftsteller-gilde einen eigenen Staat im Staate.

Zum Schluß einige Betrachtungen, die nicht nur Delmont, sondern allen schaffenden Künstlern gelten. Warum hält ein Dichter (ein Maler, ein Musiker) seine Arbeit für

vollendet, weil er sie abliefern? Weil das Buch gedruckt (das Bild verkauft, die Komposition aufgeführt wird)? Dies dürfte rein äußerliche Gründe sein. Man hat sozusagen den Schlüssel unter die Arbeit gesetzt, hat sie in die Welt hinauswandern lassen. Nun muß sie sich weiterhelfen, so gut sie kann. Aber im Grunde ist erst jetzt der Zeitpunkt da, wo der Künstler einen Ueberblick gewinnen kann, weil er seine Arbeit im Abstand sieht. Der Dichter sagt: Was ich schrieb, das schrieb ich! Der Maler signiert das Bild. Keine Macht der Welt wird ihn dazu bringen, noch einen Pinselstrich daran zu tun. Ich möchte wohl wissen, ob es wirklich Künstler gibt, die — allein mit sich in ihrem Kammerlein — finden, daß ihre Arbeit fertig ist? Fertig heißt voll-kommen. Es ist ja sehr schwer für uns Menschen, etwas Vollkommenes zu schaffen. Es kann einem Künstler glücken, kleine Vollkommenheiten im Rahmen eines großen Werkes zu schaffen. Das Werk als Ganzes hat gewöhnlich seine Schwächen und Stärken. Oder irre ich mich?

Warum sollte nicht ein Künstler, der an seinen Werken reist, der einen klaren Ueberblick gewinnt und zur Erkenntnis kommt, sich später daran machen, seine Werke umzuarbeiten? Damit meine ich nicht, daß er sich nach der Kritik richten soll. Zu guter Letzt wissen wir alle selbst am besten, wo uns der Schuh drückt. Aber wer läßt sich gerne auf die Stelle treten, wo er drückt? Kritik ist gefährlich. Sie reizt zu Widerspruch. Liebevolle Kritik ist selten, wie ein regenloser Sommer, und eine Kritik, die hofmeistert, ironisiert oder voll eiskalter Unpersönlichkeit ist, fügt dem Künstler nur Schaden zu.

Der Künstler muß seine eigenen Wege gehen — auf die Gefahr hin, daß ihm die ganze Welt auf den Nacken kommt. Er muß in sich hinein horchen, sein eigenes Gewissen belauschen. Das beweist ihm: Dort versagte ich, dort reicheten meine Kräfte nicht aus, dort verlor ich die Geduld, dort mischten persönliche Sorgen sich störend in die Arbeit. Und dann sollte er von neuem beginnen. Nur der Bildhauer kann es nicht, weil der weiche Ton längst zerbröckelt ist und Marmor und Bronze sich nicht umbilden lassen.) Es gibt eine Entschuldigung, vor der ich mich beuge: Mangel an Zeit. Der Künstler ist ja gewöhnlich von einem neuen Stoff erfüllt, der Arbeiter und ans Licht drängt wie das Kind, wenn die neun Monate nach der Empfängnis um sind. Er hat selten Muße zum Verweilen und Rückschauen. Dann muß er warten, bis das hohe, stille Aler kommt, wenn die Gedanken sich klären, aber die Hände zittern.

Josef Delmont hat so spät zu schreiben angefangen, daß er wohl ungeheure Eile hat. Aber er hat sicher bezwingende Kraft, ist ein gewaltiger Arbeiter mit einem unbeugsamen Willen.

Würde „Die Stadt unter dem Meere“ jetzt revidiert — ach, es handelt sich nur um Bagatellen — dann würde das Buch einen weit größeren Siegeszug durch die Lande antreten als das Liehbuch. Es ist mit einer Phantasie geschrieben, deren Kühnheit an die Sicherheit des Nachtwandlers gemahnt, wenn er den Dachfirst entlang schreitet. Es setzt auf allen technischen Gebieten ein Wissen voraus, das, in einem einzelnen Menschen vereinigt, unfasslich erscheint — ein Wissen (wenn auch in ganz anderer Richtung) wie jenes, durch das Flaubert die Welt verblüffte, als er die Versuchungen des Antonius herausgab. . . . Daß Delmont dieses allumfassende Wissen besitzt, daran glaube ich keine Sekunde. Aber er ist Dichter, ein ganz echter Dichter, und seine Phantasie arbeitet mit der Sicherheit des Nachtwandlers. Hüten wir anderen uns also davor, ihn durch dumme Juruse zum Aufwachen und Herabstürzen aus seiner Höhe zu bringen.

Ich bin sehr, sehr neugierig auf die Entwicklung dieses neuen Schriftstellers. Ob er sich mit den drei Büchern verschwenderisch verausgabt hat wie der Seemann, der, wenn er endlich an Land kommt, in einer einzigen Nacht seine Jahresheuer verschleudert — oder ob er, was ich vermute, Besitzer einer der großen Goldadern ist, die sich weit und tief in den Berg hinein erstrecken. Die Zukunft wird es zeigen.

Thuró, Dänemark.